

# Unvergleichlich? Vergleich als Umgang mit dem Inkommensurablen

Ein Beitrag zur Hermeneutik der Differenz

VON

PHILIPP STOELLGER

„Selbst die Skepsis enthält aber in sich einen Glauben:  
den Glauben an die Logik.  
... Die Logik ist nur die Sklaverei in den Banden der Sprache.  
Diese aber hat ein unlogisches Element in sich, die Metapher usw.  
Die erste Kraft bewirkt ein Gleichsetzen des Ungleichen,  
ist also Wirkung der Phantasie.  
Darauf beruht die Existenz der Begriffe, Formen usw.“<sup>1</sup>

Friedrich Nietzsche

## Präskript

Im Folgenden geht es *nicht* darum, Vergleiche zu vergleichen aus der Position einer Beobachtung ‚höherer Ordnung‘, die sich dem Verglichenen in unbetheiliger Neutralität enthoben glaubt, sondern es geht nur darum zu *verstehen*, was wir tun (und lassen und leiden), wenn wir vergleichen. Es geht also darum, ‚Vergleichen zu verstehen‘ – und das allgegenwärtige Vergleichen etwas zu ent-selbstverständlichen, um es in Verstehen zu überführen.<sup>2</sup>

### 1. Vergleich: unvermeidlich und unwillkürlich

Zu vergleichen ist so gängig und selbstverständlich, weil und sofern man es immer und dauernd tut, ohne darauf zu achten, was man da tut. Dass man dabei etwas *tut*, erscheint fast fraglich. Stellt sich der Vergleich doch so spontan ein, dass man gar nicht eigens etwas ‚tun‘ muss, um zu vergleichen. Sitzt man im Restau-

<sup>1</sup> Friedrich Nietzsche, KGW III-4, S. 233/KSA 7, S. 625.

<sup>2</sup> Angesichts des *genius temporis* (anlässlich von Levi-Strauss' 100. Geburtstag am 28. November 1908 in Brüssel) sei *a limine* notiert: Wo unverständene Ungleichheit herrscht bis zur kolonialen Ungerechtigkeit, da kann ein Vergleich (von Wilden mit sogenannten Zivilisierten) gerechte Gleichheit vor Augen führen: indem gezeigt wird, dass die sich überlegen und ‚immer noch gleicher‘ dünkenden Zivilisierten genauso wild sind wie ihre Anderen.

Distanz zu sich selbst, die man dazu braucht? Wie könnte man sich im Verhältnis zu sich einfach ‚betrachten‘? Reflexion wäre immer schon Urteil, Gericht also. Aber Betrachten – zum Zuschauer der eigenen Schifffahrten werden, gar der eigenen Schiffbrüche? Ist man doch sich selbst gegenüber immer schon in Wertungen und Affekte verstrickt, unentrinnbar – eben im Horizont des Gesetzes.

Diesen Horizont zu überschreiten überschreitet den Horizont des *homo capax*. Es überfordert das Selbstverhältnis, das wir Identität nennen. Wenn wir ein Verhältnis wären, das sich zu sich selbst verhält – ist das immer schon sich zu sich Verhalten durch und durch von Attraktion und Repulsion bestimmt, von pro und contra, von Selbstliebe und -hass oder -kritik, kein Betrachten also.

Wenn, dann *wird* das ermöglicht, indem einem *Andere* Distanz zu sich selbst *geben*: durch Erinnerungen, die man selber nicht hat; durch Wahrnehmung, die man selber nicht haben kann; vielleicht durch Erwartungen und Hoffnungen, die den eigenen Horizont überschreiten. *In summa*: durch *Unterbrechungen* des allzu engen Verhältnisses, das wir mit uns selbst haben. Ich vermute, dass sich hier ein Konflikt mit Kierkegaard ergeben würde (ein Konflikt im Namen Schleiermachers). Denn wäre das sich mit sich vergleichen *als Betrachten* nicht ein Rückfall ins Ästhetische, in die bloße *Selbstwahrnehmung* – und damit die Unterschreitung des ethischen Stadiums, des religiösen zumal? Ich denke nicht.

Diese Intuition könnte einen insistieren lassen auf diesem unmöglichen Vergleich ‚von mir mit mir selbst‘, auf dieser mikroskopischen Minimalform des Vergleichs – nicht weil sie wissenschaftlich für marginal gehalten werden mag oder für abwegig introspektiv, sondern weil sich darin das *Problem der Distanz* zugespitzt. Äpfel und Birnen vergleichen ist leicht. Aber sich mit sich – ist schwer, weil einem die Distanz fehlt. Und ist es nicht gerade *diese* Distanz, die die *Hermeneutik* braucht und beansprucht – in der hermeneutischen Besinnung auf Ort, Zeit, Perspektive und Horizont des Verstehenden?

Der Protest- oder Jubelruf ‚Unvergleichlich!‘, mit dem die universale Inkommensurabilität gefeiert werden mag oder die Unvergleichlichkeit der eigenen Individualität deklariert werden kann – würde dann bemerkenswert leiser, vielleicht sogar klagend: Der Ruf wird zur Einsicht in die Unerschwinglichkeit der nötigen Distanz zu sich selbst. Und umgekehrt wird die leicht zu schmähende Distanz wahrnehmbar als diejenige Differenz, die man sich nicht selber geben kann.

„Einheit der Wahrnehmung einer Mehrheit von Individuen ist also Einheit auf dem Grund der verbindenden Zeitform“, meinte Husserl.<sup>34</sup> Das ist entweder trivial, sofern alles in einer Zeit zusammenkommt, in der Einheit der Weltzeit. Oder es ist eine Aufgabe, der Wahrnehmung wie der des Historikers, die Mehrheit ‚auf eine Reihe‘ zu bringen, in eine geschichtliche Ordnung. Oder aber es ist unmöglich – sofern gerade die Zeit *Zeitigung und Differenzierung* bedeutet, aufgrund derer sie nicht Einheit, sondern Pluralisierung bedeutet. In *historicis* gilt eine immer noch größere Unähnlichkeit, je genauer man hinschaut. Die Historiker-Allergien gegen allzu begriffliche Urteile der Systematik, dürften darin begründet sein. Nur wenn man Distanz nimmt, immer mehr Distanz bis in die Perspektive des Systematikers oder gar des Systemtheoretikers, lässt sich alles mit allem vergleichen. Aber das ist nicht mehr ‚Betrachten‘, sondern ‚Begreifen‘ und damit ‚Gericht‘.

#### 14. Selbstvergleiche – unvergleichlich?

Das Problem verdichtet sich bis ins Obskure, wenn man den schwierigsten Fall aller unmöglichen Vergleiche nimmt: sich mit sich selbst zu vergleichen. Man kann sich leicht mit anderen vergleichen oder andere mit sich. Das ist die übliche Logik der Wahrnehmung, sich an Fremdwahrnehmungen zu orientieren und ihnen teils zu entsprechen, teils zu widersprechen. Das ist auch unverächtlich, denn es ist eine Bedingung von Kommunikation. Andernfalls wäre man Solipsist – oder aber eine Ungestalt, reine Materie, die sich dem fügt, was sie sieht.

Aber sich mit sich – hieße in der Selbstwahrnehmung Distanz zu suchen. Blickt man auf sich, sieht man im Spiegel nur, wie man gerade aus der Wäsche schaut. Das lässt sich vergleichen mit Wunsch- oder Schreckensbildern meiner selbst. Die Imagination und Erinnerung bilden dann das andere Einzelne, mit dem das erschreckend Aktuelle verglichen wird. Das geht nicht nur im Spiegel, sondern auch in der Reflexion, auch wenn hier an die Stelle der optischen die imaginative und memoriale Anschauung meiner selbst treten muss.

Das eigentlich Schwierige daran ist diejenige (vermeintliche) Distanzlosigkeit, die wir Identität nennen (sei es *idem* oder *ipse*). Ich bin, der ich bin – ob es mir gefällt oder nicht. Aber werde ich auch sein, der ich war und bin? Aktual, im Augenblick des Vergleichs, ist man immer nur, der man ist – nicht in ‚unendlichem Mangel an Sein‘, sondern an Distanz. Daher fällt es so schwer, sich mit sich selbst zu vergleichen. Im Modus des ‚Gerichts‘ hieße das Selbstkritik – und die operiert mit Maßstäben, guten Vorsätzen oder anderen Normen. Dabei wird nicht ich mit ich verglichen, sondern das Ich mit einem Maßstab, mit guten Vorsätzen, mit Arbeitsplänen und ähnlichen Gesetzen, die Gericht ermöglichen. Soweit, so üblich.

Aber betrachtend wahrzunehmen, ‚wer bin denn ich‘ und ‚wer war ich mal‘ – das ist wenn nicht unmöglich, so doch sehr schwer. Denn wer *gibt* einem die

<sup>34</sup> Ebd., S. 182.

Wenn man einen römischen Bischof sieht, oder gar zwei, ist die Wahrnehmung manchmal allzu zuvorkommend und interpretativer als nötig oder wünschenswert. Man kann sie auf ihre Altgläubigkeit hin vergleichen und auf ihre Bilderverehrung. Aber dann habe ich nicht zwei Individuen betrachtet, sondern zwei Katholiken verglichen (mit der Regel einer immer noch größeren Ähnlichkeit untereinander und einer immer noch größeren Unähnlichkeit mir selbst gegenüber: die Unähnlichkeit tendiert zur Kontroverstheologie; die Ähnlichkeit zur Ökumene oder Theologie der Religionen hin). Die in der eigenen Lebensform gründenden Wahrnehmungs- und Denkgewohnheiten würden dominant, so oder so.

Wenn man aber anfinde, auch römische Katholiken *als Individuen* zu betrachten und nebeneinander stehen zu lassen – wird es genau besehen *unmöglich, ein Urteil zu fällen*. Und das ist keineswegs eine komfortable Lage. Denn das Urteil ist immer befriedigender und beruhigender, als der Unruhe der Betrachtung standzuhalten. Gleiches dürfte auch für den Umgang mit Patienten gelten, mit Texten oder mit Phänomenen, die nicht in einem zuhandenen Begriff aufgehen.

Ich vermute, so wird mit historischen und ästhetischen Phänomenen verfahren: Literaturwissenschaftler und Exegeten können sc. mit grammatischen, philologischen und historischen Methoden etliches identifizieren und näher bestimmen. Darin vergleichen sie den vorliegenden Text mit anderen über den Umweg der Methoden und darin mitgesetzten Normal- oder Standardfällen (Grammatik etc.). Aber einen Text mit einem anderen zu vergleichen – etwa einen Paulusbrief mit dem Johannesevangelium? Das geht systematisierend, indem man beide Texte auf ihre Themen befragt und das vergleicht, was sie über das Thema sagen. Es ist auch möglich, die jeweilige Textwelt zu rekonstruieren – etwa die sich verschiebende präsentische Eschatologie und deren Horizont – aber auch das ist im Sinne Schleiermachers ‚Gericht‘, nicht ‚Betrachtung‘.

Husserl notierte: „Damit *Einheit der Wahrnehmung einer Mehrheit von Individuellem* möglich ist, müssen sie als gleichzeitig affizierende in *einem Bewusstseinsjetzt* gegeben sein.“<sup>32</sup> Geht das? Schon *ein Individuum* (oder ein Text) mit seiner Komplexität und Zeitlichkeit passt schwerlich ‚in ein Bewusstseinsjetzt‘; wie denn dann zwei zugleich? Auch die „*Einheit der Erinnerung*“<sup>33</sup> hilft hier kaum weiter, wie jeder aus eigener Erinnerung weiß.

Die aktuelle wie die diachrone Infinität jedes Einzelnen lässt den Vergleich ‚bei Licht besehen‘, also je genauer man hinschaut, *unmöglich* werden – oder allzu grob, wenn nicht gar trivial. Darin liegt das Problem beispielsweise von historischen Vergleichen: Goethes Begegnung mit Napoleon zu vergleichen etwa mit ähnlich gelagerten Begebenheiten, ist zwar möglich, aber doch ‚eigentlich‘ unmöglich. Es wird eine Beziehung gesehen, die so erst gesetzt und gemacht wird – auf dass andere zustimmen sollen. Besonders prekär ist das bekanntlich bei allen Vergleichen mit Verbrechen, dem größten aller möglichen zumal.

<sup>32</sup> E. Husserl, Erfahrung und Urteil, s. Anm. 3, S. 181.

<sup>33</sup> Ebd., S. 184.



mit ihrer Idee zu vergleichen, das ist das Gericht,<sup>[30]</sup> aber auch [b] Einzelnes in Beziehung auf anderes Einzelnes zu betrachten, und das ist das Vergleichende“.<sup>31</sup>

Richtendes und betrachtendes Vergleichen – das entspricht ungefähr der Subsumtion unter einen Begriff (mit Urteil und Schluss folgend) im Unterschied zu einer *lateralen Beziehung von zweien*.

Nur, wie soll man Einzelnes mit Einzellnem vergleichen? Wenn man beide auf ein Drittes bezieht – zwei Individuen im Blick auf ihre berufliche Funktion; zwei Fußballfans im Blick auf ein Vorurteil; zwei Opfer im Blick auf ihre Leidensgeschichte – wird das entweder schief oder ein ‚Gericht‘. Denn es urteilt über die mehr oder minder genaue Passung in eine Idee, eine Hinsicht, eine Funktion etc. Wie ginge das, Einzelnes mit Einzellnem, diesen Apfel mit jenem Apfel? Dieses Bild mit jenem? Schleiermacher nennt das ‚Betrachten‘: das könnte man einen *kontemplativen Vergleich* nennen, im Unterschied zum statistischen oder dem judikalen etwa.

Der Ausdruck ‚das Vergleichende‘ zeigt auf eine Weise des Vergleichs, die dezidiert *diesseits* des Richtens also Urteilens zu bleiben sucht. Wenn ich ein Bild mit einem anderen vergleiche – geht es betrachtend zu, vielleicht auch beschreibend, zeigend und aufmerksam; aber eben nicht notwendigerweise gleich urteilend, sei es nach Qualität oder anderen Werten. Hier auf das Betrachten zu insistieren, klammert das Urteilen aus, schiebt es auf und widersteht dieser Denkgewohnheit – und das ist so schwierig, dass es sich keineswegs von selbst versteht. Denn man müsste auch versuchen, die präprädikativen Synthesen, also die bereits in der Wahrnehmung liegende Interpretativität (das Mitgesetzte und Mitschwingende) zurückzuhalten oder wenigstens zu markieren, um ihnen nicht unbesehen zu folgen. Hermeneutisch gesagt: Das immer schon zuvorkommende Urteilen, das Vorurteilen, gälte es zu markieren und zeitweilig zurückzuhalten. Hier klingt der Grenzwert des ‚naiven phänomenologischen Schauens‘ an, eine zu recht kritisierte Chimäre. Dergleichen ‚gibt es nicht‘. Daher ist streng genommen das reine ‚Betrachten‘ unmöglich und absurd zu fordern. Aber ebenso wie die Neutralität auf der Ebene theoretischer Orientierung kann man dieses ‚reine Betrachten‘ als kritisches Regulativ gebrauchen, um den immer schon mitgesetzten Synthesen etwas entgegenzusetzen. So interpretativ unsere Wahrnehmung ist, so hilfreich und wahrnehmungsweitend kann es sein, diese immer schon vorlaufende Interpretativität etwas zu zügeln.

<sup>30</sup> Friedrich Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik*. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers, hg. v. Manfred Frank, Frankfurt a.M. 1977, S. 243f.: „Das Geschäft von dieser besteht darin, Werke von Männern [!] in Beziehung allein auf ihren Wert richtig zu schätzen. [...] Wonach erfolgt nun hier die Schätzung? Es gibt für jedes menschliche Werk ein Urbild. Darnach muss das Einzelne als Erscheinung beurteilt werden. Da tritt aber bisweilen die Frage ein, haben Urheber und Beurteiler dasselbe Urbild?“ Diesen Zweifel dahingestellt geht es dann recht direkt ‚zur Sache‘: „Ich muss das Werk unter eine gewisse Gattung bringen, ihm einen gewissen Zweck beilegen, und es fragt sich dann, inwiefern es seinen Zweck erreicht und seiner Gattung gemäß ist?“ Ebd., S. 244.

<sup>31</sup> Ebd., S. 241.

## 12. Pragmatik des Vergleichs

Damit wird eines beunruhigend merklich: Über Sinn und Verstand, über Legitimität und Grenzen von Vergleichsverfahren lässt sich vermutlich kaum *generell* etwas kritisch sagen, sondern man kommt nicht umhin, die konkrete *Verwendung* eines Vergleichs zu erörtern. Und dafür ist seinerseits der Vergleich *unzureichend*. Ein Vergleich kann nicht über sich selbst entscheiden.

Erst wenn man über den Vergleich hinausgeht, kann man *mehr* sagen, um den Vergleich ins Verhältnis zu seinen ‚Anderen‘ zu setzen. Wenn man beispielsweise die so genannten Monotheismen miteinander vergleicht und zu dem Urteil käme: Die Widersprüche machten alle miteinander lächerlich; oder aber: Es gehe doch allen nur ums Eine und letztlich um dasselbe – dann bildet man ein Urteil aus einer Distanz, das Geltung für alle Vergleichenen beansprucht. Aber entsteht dieses Urteil *aus dem Vergleich*? Im Vergleich der Monotheismen findet man verschiedene Namen Gottes, mit der stets mitgesetzten These, es werde immer der eine und einzige Gott benannt. Erlaubt das das Urteil, hinter den Namen stehe immer ein und derselbe – oder eben gar keiner?

Vergleichen ‚per se‘ ist kein Weg zum Urteil, sondern zur *Beschreibung*: hier so, da so; hier anders als da. Insofern ist der Vergleich eine Form der Epoché: Er *enthält* sich gerade des weitergehenden Urteils. Denn das Urteil ergibt sich nicht aus dem Wahrgenommenen, sondern allenfalls ansatzweise aus der präprädikativen Synthesis: Das Förmchen des Anderen ist größer etc. Erst aus dem Mitgebrachten und Mitgesetzten (dem eigenen Horizont, dem Kontext und maßgeblich der leitenden Theorie) ergeben sich Ansätze für ein Urteil – das erst explizit wird, wenn man *folgert*, wobei unvertretbar *im selbst zu verantwortenden Vernunftgebrauch* mehr gesagt wird, als einfach ‚zu sehen‘ wäre. Ein empiristischer Kurzschluss, das Vergleichene sage in Form des Vergleichs, was es sei und was nicht, wäre empirischer Animismus.

Denn das Urteil ist *mehr als Vergleich*, es ist eben Urteil und nicht ‚nur gesehene‘ Beziehung (sei sie kausal, korrelativ, konditional etc.). Das Urteil als ‚offensichtlich‘ oder ‚evident‘ auszugeben, deklariert lediglich die eigene Perspektive und deren Horizont als ‚offensichtlich‘ – und läuft Gefahr, diese Evidenz dem Wahrgenommenen einzuschreiben, um das Urteil auch für alle anderen Wahrnehmenden geltend zu machen. ‚Wer nur richtig hinschaut, könne doch gar nicht anders urteilen‘ etc. Das ist sc. epistemisch unsinnig und eine Erschleichung, oder zumindest hermeneutisch unterreflektiert, weil es die *eigene Synthesis* invisibilisiert.

## 13. Grenzen und Aporien des Vergleichs

In seinem Diptychon *Hermeneutik und Kritik* markierte Schleiermacher beiläufig einen gravierenden Unterschied. Er unterscheidet „[a] einzelne Produktionen

wert. Man kann beide Verfahren auch subordinieren, das eine über das andere ‚herrschen‘ lassen – oder man kann sie einander *supplementieren* lassen. Ein *Vergleich* der Verfahren wäre das eine; eine Bestimmung ihres Verhältnisses das andere: Den einen dient die Differenzwahrnehmung der Subsumtion im Begriff – so wie die kantische Tradition der Anschauung bedarf, um den Begriff zu füllen. Oder gegenläufig dient der Begriff einer sekundären Ordnung des Wahrgenommenen – und dient damit der *Eröffnung* von Wahrnehmung, ohne sie in die Pluralität und Indifferenz abdriften zu lassen. Letzteres scheint mir am ehesten brauchbar – und im übrigen auch eine Vermittlungsformel für das Verhältnis von historischen und systematischen Perspektiven (nicht nur) in der Theologie.

### 11. Beobachtung (zweiter und dritter Ordnung)

Die Alternative zu dieser wechselseitigen Supplementierung wäre eine theoretische Steigerung der Vergleichsposition: Wenn der Historiker oder der Phänomenologe ein Beobachter ist, basal ein Beobachter erster Ordnung – etwas elaborierter: ein Beobachter anderer Beobachter, also zweiter Ordnung – dann wäre eine Vergleichs- und Vermittlungsposition ein Beobachter dieser Beobachter (etc.). Die Luhmannsche Perspektive, wohl letztlich die der Beobachtung dritter Ordnung, wie sie auch die Hermeneutik teils betreibt, kann alles noch einmal distanzieren – ein weiterer Distanzgewinn – und aufeinander beziehen.

Dann kann man verschiedene Systeme in ihrer Struktur beschreiben, verschiedene Instantiierungen der Systeme miteinander vergleichen und das alles in denkbar maximaler Reichweite. Meinte Husserl: ‚wenn es einen Gott gibt, wir werden ihn beschreiben‘, würden Religionswissenschaften wohl sagen: ‚wenn es Götter gibt, wir werden sie vergleichen‘; und anders könnten Theologen sagen: Wenn es *einen* Gott gibt, zeigen wir seine Unvergleichlichkeit – indem wir ihn mit der Welt vergleichen, um ihn von ihr zu unterscheiden.

So müsste im Sinne Luhmanns gelten: Wenn es einen Gott gibt, wir werden ihn beobachten – und zwar, um ihn zu vergleichen. So könnte ein Religionswissenschaftler mit Luhmann sprechen. Das ist natürlich *möglich*, und wenn es um Gotteskonzepte geht, auch wissenschaftlich wünschenswert. So wie man die Anfänge Jahwes als Vulkangott vom Sinai vergleichen kann mit seiner späteren Kultivierung als sesshafter Gott, wohnhaft auf dem Zion, oder als Vatergott Jesu etc. Nur taucht auf dieser recht hohen Ebene der Beobachtung dritter Ordnung das genannte Orientierungsproblem wieder auf: Geht es darum, alles und jedes ‚struktural zu reduzieren‘, in einer Strukturtheorie ‚for everything‘, oder geht es darum, diese Theorie rückzubinden an die Phänomene? (Und ist so zu fragen, schon eine Beobachtung vierter Ordnung?). *Sind die Phänomene um der Theorie(bildung) da – oder umgekehrt die Theorie um der Phänomene willen?* Das ist wiederum keine schlechte Alternative, sondern markiert eine Differenz im Gebrauch des Vergleichs, eine pragmatische Differenz in der Vergleichstheorie also.

habe das Weibliche aus dem Tempel vertrieben, Jahwe in feindlicher Übernahme gewissermaßen Aschera entthront und deren Funktionen übernommen. Die fernen Spuren von ‚Jahwe und seiner Aschera‘ werden zum Suchbild, das Vertriebene wiederzuentdecken und zu rehabilitieren.

Das ist nicht ohne hermeneutische Gewalt und auch nicht ohne wissenschafts- wie religionspolitischen Impetus: ein Gleichsetzen des Ungleichen im Zeichen einer bestimmten Intention. Der eigene Erfahrungshintergrund der Ausstellungsmacher und der religionspolitische Horizont der Gegenwart sind offensichtlich mitbestimmend für die Intention des Vergleichs. Und das Ergebnis wird im (Vor-)Urteil antizipiert. Was man davon hält, wird nun umgekehrt vom eigenen Erfahrungs- und Wahrnehmungshorizont abhängen: In katholischem Kontext hat solch eine Ausstellung andere Pointen und Performanzen als im reformierten oder lutherischen.

Die (nicht exklusiv misszuverstehende) Alternative wäre: *bei noch so großer Ähnlichkeit (des Begriffs, der Struktur etc.), eine immer noch größere Unähnlichkeit zu suchen.* Das ist nicht nur die Regel negativer (oder paradoxaler) Theologie in der Tradition des Dionysius und Cusanus. Es ist auch eine Regel, die eine Schubumkehr des hermeneutischen Interesses anzeigt. Wer beispielsweise einen synoptischen Vergleich vornimmt, kann an der Ähnlichkeit des Vergleichenen interessiert sein – nicht nur, wenn er in häretischer (*Diatessaron*) oder fundamentalistischer Lesart eine Evangelienharmonie konstruieren will. Auch jede Kinderbibel verfährt in ähnlicher Weise harmonisierend und differenzreduktiv. Daran zeigt sich bereits: Die feinen Unterschiede sind gravierend. Auch die immer größere Ähnlichkeit kann man in grundverschiedener Absicht suchen.

Der synoptische Vergleich indes ist für gewöhnlich doppelt orientiert: Was den Evangelien gemeinsam ist, muss aus einer gemeinsamen Quelle stammen (der ominösen Q etwa) und gibt Hinweise auf Abhängigkeitsverhältnisse. Sofern sie sich aber unterscheiden, muss das auf andere Quellen oder auf die Autoren bzw. Redaktion zurückgehen. Spätestens seit der Methodisierung der Redaktionskritik ist das Interesse an diesen Differenzen etabliert und ein nicht zu vergessender Schritt in der Textanalyse geworden. Derart *differenzorientiert* zu vergleichen, ist ein Wahrnehmungs- und Beschreibungsgewinn. Nur ist diese Stärke im Grenzwert auch ein Problem. Wer nach dieser Regel – der immer noch größeren Unähnlichkeit – verfährt, kann in einer radikalen Pluralisierung enden, und zwar *ohne* jede prästabilisierte Harmonie, d.h. ohne einen alles zusammenhaltenden Sinnzusammenhang etwa. Worauf liefe das hinaus? Auf eine universale Inkommensurabilität, der zufolge eigentlich nichts mit nichts *verglichen* werden kann, weil nichts mit nichts ein gemeinsames Maß hat? Statt etwas auf den gemeinsamen Begriff zu bringen – bliebe dann nur die jeweilige Wahrnehmung, die selber höchst variante Beschreibung – und letztlich eine sinnlose oder sinnarme Zusammenstellung des Unzusammenhängenden?

Genau diese Alternative von Homogenisierung im Begriff und eskalierender Pluralisierung der Differenzen ist aber ein Gespenst, das den Verstand verhexen kann. Denn beide Verfahren *kann* man zwar als Alternative inszenieren und wechselseitig daraus Kapital schlagen, aber das ist weder nötig noch wünschens-



umfassende und weitreichende Religionstheorie stricken können – allerdings wird fraglich bleiben, ob sie sich an den Phänomenen bewährt. Es wird strittig sein, ob dabei *mehr* herauskommt, als an theoretischen Vorgaben hinein gegeben wurde. Solche homogenisierenden Vorgaben der Theorie können sc. korrigiert und optimiert werden, so wie ein analytischer Merkmalskatalog. Aber auch diese Irritierbarkeit der Vorgaben eingeräumt, würde der Fall vor allem zur Bestätigung oder Optimierung einer Regel interessant sein.

*Wenn aber nicht das Einzelne um der Regel willen da wäre, sondern die Regel um des Einzelnen willen?* Damit ist ein Weg des Vergleichs angedeutet, der nicht auf die Subsumtion unter einen Begriff oder eine Theorie zielt, sondern auf deren Anderes, das phänomenale Widerlager des Begriffs. Will man das nicht gleich in kritischem Ton Dissemination nennen, so meldet sich hier der *Sinn für Differenz* und solch eine *Alterität*, die nicht als Variation des Bekannten zu integrieren wäre. Das ist religionshermeneutisch, wie angedeutet, nur zu vertraut: Dient beispielsweise der *traditionsgeschichtliche* Vergleich in der alt- wie neutestamentlichen Exegese dazu, die Religion Israels als Variante der altorientalischen Religionen darzustellen; oder dient der großartige *Wettstein* dazu, das NT als apokryphe Folge des Hellenismus zu sehen; oder der *Strack-Billerbeck*, um das NT als häretische Variante des Judentums zu begreifen? Man kann ein und dieselbe Vergleichsrelation auch ‚in Schubumkehr‘ gegenläufig verwenden: nicht um zu *homogenisieren*, sondern um zu *kontrastieren*.

Das lässt sich in den zwei Versionen der Analogie formulieren. Man kann vergleichen und dabei hermeneutisch der Regel folgen: *bei noch so großer Unähnlichkeit eine immer noch größere Ähnlichkeit*. Dann richtet sich das Vergleichsinteresse auf das Gemeinsame, die Schnittmenge – sei es als übergeordneter *Begriff*, unter den das Vergleichene fällt, sei es als *Geschichte*, die die Vergleichenen gemeinsam haben, sei es als gemeinsame symbolische *Form*, etwa der Religion, oder als gemeinsame *Struktur* (des Systems Religion), die sich nur marginal, nur in ihrer Semantik unterscheidet. Die immer noch größere Ähnlichkeit heißt im Grenzwert *Identität*, mit gewissen Differenzen, die aber nicht ins Gewicht fallen im Vergleich.

Wenn eine Ausstellung etwa heißt „Gott weiblich. Von der orientalischen Göttin zum Marienbild“ (7.12.07–6.4.08, Museum für Kunst und Geschichte Freiburg)<sup>29</sup>, dann könnte das Vergleichsmaterial in Hülle und Fülle bieten zur Entdeckung von Heterogenem. Aber wenn der Initiator Othmar Keel erklärt, die Vorstellung von Gott als Mann sei „eines der letzten Refugien männlichen Überlegenheitsanspruchs“, der Gleichberechtigung halber müsse man daher hier ansetzen und das Weibliche in der Gottheit aller Religionen nachweisen – dann wird ein Gemeinsames gesucht und natürlich auch gefunden. Das erklärte Ziel, „die weibliche Gottheit zu rehabilitieren“, bestimmt dann den Blick und leitet die Wahrnehmung, auf dass man überall ein Gemeinsames sieht (das bisher übersehen oder unterdrückt worden sei). Der patriarchale Monotheismus

<sup>29</sup> Das Menschenrecht, sich Gott weiblich vorzustellen, <http://www.kath.ch/index.php?na=11,0,0,0,d,85871>, (11.01.2011).



Die Frage ist nur – was tut man im Gleichsetzen des Ungleichen, warum tut man das und mit welchem ‚Willen zur machtvollen Interpretation‘?

Nietzsche deutete gegenüber dem großen Gleichsetzen einen Gegenspieler an, der sich schon bei Husserl zeigt:

„Selbst die Skepsis enthält aber in sich einen Glauben: den Glauben an die Logik. [...] Die Logik ist nur die Sklaverei in den Banden der Sprache. Diese aber hat ein unlogisches Element in sich, die Metapher usw. Die erste Kraft bewirkt ein Gleichsetzen des Ungleichen, ist also Wirkung der Phantasie. Darauf beruht die Existenz der Begriffe, Formen usw.“<sup>28</sup>

Das Gleichsetzen des Ungleichen – ist Wirkung der *Phantasie*, die Ähnlichkeiten nicht nur sieht, sondern setzt. Insofern ist der Begriff ein phantastischer Gewaltakt.

Aber – die Metapher: Ist sie als das unlogische Element nicht der Gegenspieler des Begriffs, ein Störmoment, der das Ungleiche wahrt, darstellt, zeigt und in Erinnerung hält? Die Metapher setzt Ungleiches nicht gleich (sie *vergleicht nicht*, ebensowenig wie Gleichnisse ‚Vergleiche‘ im subsumtiven Sinne sind), sondern sie gibt zu denken und zu verstehen – indem sie verungleicht. Ricœurs Bestimmung lautete spekulativ, das ‚ist‘ in der Metapher sei ein ‚ist und ist nicht‘, also eine Verbindung von Verbindung und Nichtverbindung. Wenn dem so wäre, würde eine höhere Verbindung die Unähnlichkeit ‚aufheben‘. Wenn man auf Hegel verzichten könnte, bliebe die Differenz, die Unähnlichkeit, das beunruhigende ‚movens‘ in der semantischen (und pragmatischen) Spannung metaphorischer Rede. Die Metapher ist so gesehen die symbolische Form von Husserls prägnanter Unähnlichkeit. Sie ist das Heterogene – das sich im Vergleich zeigen mag, aber selber sich nicht gleichsetzen lässt.

Das heißt, kurz gefasst: Metaphern sind keine Vergleiche, sondern Metaphern sind Medien des Verstehens. Was wäre dann eine Metapher für den ‚Vergleich‘? Der Ausdruck ‚Vergleich‘ ist selber eine (katachrestische) Metapher für ein Verfahren – und zwar eine suggestive Metapher, mit der eine Gleichheit oder eine Gleichsetzbarkeit insinuiert wird, die bei näherer Hinblicknahme oft widerlegt wird. Die exegetische Methode der Traditionsgeschichte ist ein reiches Anschauungsfeld dafür. Was wie eine Übernahme aus der Tradition erscheinen mag, *prima facie*, erweist sich bei genauerem Hinsehen oft als bemerkenswert different.

## 10. Kontrastierung

Hier deutet sich eine Gabelung im *Gebrauch* des Vergleichs an: auf das Normale, Allgemeine und Regelmäßige aus zu sein – oder auf die Entdeckung von Differenzen. Daraus *muss* kein Gegensatz werden, aber es sind divergente Weisen des Umgangs mit dem Vergleich. Wer Religionen miteinander vergleicht und alle Schäflein über einen Kamm schert (etwa über den Kamm mit nur einem Zinken, der säuberlich trennt Transzendenz und Immanenz), wird daraus eine

<sup>28</sup> Ebd.

## 9. Gleichsetzen des Ungleichen

Ist unvergleichlich dann unmöglich? Das zeigt die hintergründige epistemische Regel: Wer ‚ein Gemeinsames sucht‘, wird es auch finden. Das ist die Logik der Intentionalität, die nicht ohne Macht und Gewalt ist.

Das brachte Nietzsche prägnant auf die Metapher: „Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen des Nicht-Gleichen.“ „So gewiss nie ein Blatt einem anderen ganz gleich ist, so gewiss ist der Begriff Blatt durch beliebiges Fallenlassen dieser individuellen Verschiedenheiten, durch ein Vergessen des Unterscheidenden gebildet.“<sup>25</sup> Begriffe sind Formen des Vergessens, Begriffsbildung daher eine Kunst des Vergessens – die dem unmöglich wäre, der nicht vergessen könnte. Wer nichts vergisst, kann nicht denken, kann keine Begriffe bilden.

Zur Ausführung dessen gibt es nicht nur die *Hermeneutischen Blätter* von 1/98 *Vergessen – Eine Erinnerung*, sondern auch einen ‚Fall‘, aus der ‚Sinnwelt‘ der Presse:

„Jill Price ist eine medizinische Sensation. Sie erinnert sich an alles, was ihr seit dem 5. Februar 1980 passiert ist. Lückenlos, an jede noch so kleine Begebenheit. Ein Interview mit der Frau, die nicht vergessen kann – es manchmal aber gerne möchte. ‚Weil ich meine Erinnerungen nicht kontrollieren kann. Ich sehe pausenlos irgendwelche Szenen aus der Vergangenheit vor mir, automatisch und durcheinander. Das geschieht auch jetzt, während ich hier sitze und mit Ihnen rede. Es ist so selbstverständlich für mich wie Atmen und Blinzeln. Die Erinnerungen sind wie ein endloser, wirrer Film, der mich völlig überwältigen kann. Und es gibt keine Stoptaste.“<sup>26</sup>

Es fehlt die Möglichkeit der Distanznahme – und mit dem Vergessen auch die Fähigkeit zum Begriff oder zu Ordnung und Vergleich des Erinnernten. Alles ist allem unähnlich – alles heterogen; aber ohne jede Prägnanz.

Das von Nietzsche inkriminierte Gleichsetzen des Ungleichen ist nicht trivial zu verstehen: als könnte man aus einem Apfel und einer Birne zwei Birnen machen oder aus einem Quader und einer Pyramide zwei Quader. Das Vergleichene wird nicht – magisch gleichsam – zum Gleichen. Aber es wird *gleichgesetzt*. Die Setzung, die Synthesis also, kann zweierlei *im Begriff* gleichsetzen. Es sind zwei Körper, zwei Formen, zwei Bauklötze oder was auch immer. Man kann nicht nur Bauklötze staunen, man kann sie auch *im Begriff* gleichsetzen.

Und das ist wissenschaftlich wie lebensweltlich unentbehrlich:

„Jeder Naturvorgang ist uns im Grunde unerklärlich: wir können nur die jedesmalige Szenerie feststellen, bei der das eigentliche Drama sich begibt. Wir sprechen dann von Kausalitäten, während wir im Grunde nur ein Nacheinander von Ereignissen sehen. Dass dies Nacheinander bei einer bestimmten Szenerie immer eintreten müsse, ist ein Glaube, der unendlich oft widerlegt wird.“<sup>27</sup>

<sup>25</sup> Friedrich Nietzsche, KGW III-2, S. 373f./KSA 1, S. 879f.

<sup>26</sup> Samiha Shafy, Frau mit perfektem Gedächtnis, <http://www.spiegel.de/wissenschaft/mensch/0,1518,590935,00.html> (11.01.2011).

<sup>27</sup> F. Nietzsche, KGW III-4, S. 233/KSA 7, S. 625.

den; aber im Vergleich *wird nicht gleich*, was verschieden ist; es wird nicht ähnlich, was doch unähnlich ist. Daher deutet sich phänomenologisch-kritisch hier eine immer noch größere Unähnlichkeit bei noch so großer Ähnlichkeit ab. Und für die Vergleichsvergleichung heißt das: Ein Vergleich kann anaphatisch eine immer noch größere Ähnlichkeit suchen (und fingieren), oder aber kataphatisch eine immer noch größere Unähnlichkeit finden (oder fingieren).

So ist – wie in der Metapherntheorie – auch in der Vergleichstheorie die *Unähnlichkeit* (die Nichtpassung, Nichtdeckung etc.) dasjenige, was Einspruch einlegt gegenüber der Intention, ‚ein Gemeinsames zu suchen‘.

„Das Gegenteil von sinnlicher Ähnlichkeit, das sich in solchem Falle einstellen kann, bezeichnen wir als *Unähnlichkeit in einem prägnanten Sinne*, womit nicht gemeint ist ein nur geringes Maß an Ähnlichkeit, eine sehr geringe Ähnlichkeit, sondern die vollständige Negation der Ähnlichkeit, die wir als *Heterogenität* bezeichnen wollen. Sie tritt auf, wenn eine Intention auf Homogenität vorangegangen war und diese Intention Enttäuschung erfährt, wenn beim Versuch der überschiebenden Deckung vollkommener Widerstreit eintritt. Es bleibe hier als Problem offen, ob solche vollkommene Heterogenität überhaupt möglich ist, ob nicht alles und jedes in einem Bewusstsein Konstituierte noch eine Gemeinsamkeit, eine Art Gleichheit hat.“<sup>24</sup>

*Prägnante Unähnlichkeit* heißt Husserls Entdeckung des Inkommensurablen – wobei das Maß des Vergleichs nicht nur voll ist, sondern übervoll: Es kann das Vergleichene nicht gemeinsam fassen. Dass ihm fraglich wird, ob es dergleichen überhaupt geben könne, ist klar. Denn in der Husserlwelt transzendentaler Subjektivität kann es eigentlich *nichts* geben, was völlig heterogen ist. Wie in der Leibnizwelt nichts aus der prästabilierten Harmonie fallen konnte, weil alles voller Sinn war, so kann in der Husserlwelt eigentlich nichts aus der Synthesis des Subjekts fallen, weil sie ‚Sinn macht‘. Und wenn sich das Phänomen dagegen sträubt, ist das eine Widerfahrung, die den *homo capax* in Frage stellt. Unvergleichlich ist eigentlich unmöglich – jenseits des Horizonts des der Synthesis mächtigen Subjekts. Denn was sollte es geben, das es nicht miteinander vergleichen könnte? Was ist nicht irgendwie in irgendeiner Hinsicht einander ähnlich? Kritisch angemerkt kehrt hier im Horizont der Theorie transzendentaler Subjektivität das wieder, was in der Ontotheologie die Analogieontologie begründete: dass alles einander ähnlich ist, alles Sein irgendwie auch Sinn hat und alles Wirkliche und Mögliche in *einem* Horizont beieinander ist (und ein Ursprung wie ein Ziel hat). Universale Vergleichbarkeit gründet in der Ontologie der Analogie; oder nachkritisch in der transzendentaltheoretischen Epistemologie der Subjektivität.

<sup>24</sup> Ebd., S. 226f.

eine ansonsten unmöglich durchzuhaltende Möglichkeit Wirklichkeit. Hier kann verglichen werden *ad infinitum*, solange niemand stirbt oder verhungert.<sup>20</sup>

## 8. Prägnante Unähnlichkeit: das Heterogene

Die Sukzession, also die Diachronie im Vergleichen, hat eine nennenswerte Folge: Das aktual in der Wahrnehmung gegebene A wird verglichen mit einem vorherigen B, das in der Erinnerung präsent ist; und sei es die Retention des gerade erst Gesehenen. Geht es weiter im Vergleich, wird das (dann bereits retentionale) A mit dem folgenden C verglichen in potentiell unendlicher Sukzession. Retrospektiv und prospektiv entzieht und verflüchtigt sich das zu Vergleichende – wenn es nicht memorial und imaginativ ‚festgehalten‘ wird.

Hier setzt Husserl eine „Quasi-koexistenz“ in einem „Bilde“ an:<sup>21</sup>

„Das betrachtende Durchlaufen geht über in eine Sukzession von Einzelerfassungen, und in dem Übergang von Erfassung zu Erfassung hebt sich das schon vorher in der Passivität [der Anschauung] gewissermaßen betonte Fundament der Ähnlichkeit oder Gleichheit hier und dort und das damit kontrastierende Unähnliche für das Bemerken ab. Es ‚deckt‘ sich das Gemeinsame, es scheidet sich das Differente [...]. Beim Übergang der Erfassung von dem A zu dem gleichen oder ähnlichen B wird im Bewusstsein das B mit dem noch im Griff gehaltenen A zu überschiebender Deckung gebracht, und es deckt sich in beiden Gleiches mit Gleichem, während das Ungleiche in Widerstreit tritt.“<sup>22</sup>

Das klingt, als würde in der ‚Erfassung‘ das Anschauungsobjekt magisch aktiv: ‚Es deckt sich das Gemeinsame, es scheidet sich das Differente‘. Als würde der Vergleich *vor* den Augen stattfinden – statt in und hinter den Augen. Das ist ‚offensichtlich‘ eine animistische *façon de parler*, in der dem Vergleichsobjekt eine Subjektivität zugeschrieben wird, eine Täterschaft.

Oder sollte man ‚es deckt sich, es scheidet sich‘ verstehen im Sinne von ‚es blitzt und es denkt‘? Ist es ein Geschehen der Passung (Deckung) oder Nichtpassung (Scheidung), das zwar wahrgenommen, aber nicht von der Synthesis des Verstandes produziert wird? „Freilich zusammenhalten, konjunktiv zusammenfassen, können wir alles und jedes, aber zu einem Vergleichen wird es erst, wenn wir die *Intention auf eine Gleichheit oder Ähnlichkeit* haben, bzw. die Intention darauf, ein Gemeinsames zu suchen“<sup>23</sup>, meinte Husserl. Das markiert deutlich, wie erst die Intention des Suchenden, die Synthesis des Vergleichenden, Gleichheit und Ähnlichkeit bemerkt und feststellt. – Aber der phänomenologische Animismus, die Belebung des Vergleichsobjekts, hat doch eine nicht zu vergessende Pointe: dass das Vergleichene beim Ergebnis des Vergleichs etwas ‚mitzureden‘ hat. Worüber und in welcher Hinsicht, das bestimmt die Intention des Vergleichenden.

<sup>20</sup> Wie meinte Dante: „Zwischen zwei gleich entfernten und gleich anlockenden Speisen würde der Mensch eher Hungers sterben, als dass er bei der Willensfreiheit eine von ihnen zwischen die Zähne brächte“ (Dante, Parad. IV, 1–3).

<sup>21</sup> E. Husserl, Erfahrung und Urteil, s. Anm. 3, S. 224.

<sup>22</sup> Ebd., S. 224f.

<sup>23</sup> Ebd., S. 226.



Das ist so plausibel wie problematisch: Plausibel ist es, weil es unmöglich wäre, die unendlich vielen und zueinander varianten Fälle in einer Wahrnehmung kopräsent zu halten. Je länger die Zeit- und Raumspanne des Vergleichs und je weiter damit sein Wahrnehmungsfeld wird (und je zahlreicher das Vergleichene), desto unentbehrlicher wird eine Theorie wie ein Modell als Vergleichsrahmen. Wie könnte man sonst Sprachverwendungen miteinander vergleichen, wenn man nicht Grammatik und Semantik ebenso in Anspruch nehmen könnte wie eine Text-, Lektüre- und Interpretationstheorie. So unentbehrlich und plausibel das ist, es birgt ein Problem: das der Homogenisierung und Normalisierung des zu Vergleichenden unter der Ägide des leitenden Modells (oder Bildes etc.). Differenzen werden dann als Abweichungen von einer Regel gesehen und wenn nicht als Fehler, so doch als individuell, akzidentell oder gar marginal gelten. Und das wäre eine Weise des Vergleichs, die nicht weise (*phronesis*), klug (*sophia*) oder billig (*epikie*) sein könnte, sondern allenfalls korrekt und *lege artis*. Der Preis der Sukzession der Aufmerksamkeit und der Theoriefunktion für einen Vergleich ist hoch. Denn das Verweilen beim Einzelnen und das versonnene ‚Hin- und Hergehen‘ zwischen zweien wird damit funktional verkürzt im Zeichen von Ordnung und Normalisierung.

Dem Problem der Sukzession der Wahrnehmung korrespondiert das Problem des mitlaufenden Entzugs des Vergleichsobjekts. Es ist so alltäglich wie banal: Wer ein Handy kaufen will oder einen Fernseher, findet kompetitive Anbieter und eine Überfülle an Angeboten. Da hilft nur ein gründlicher Vergleich – wenn er denn hilft. Überkomplexität und Zeitlichkeit führen jeden aktuellen Vergleich schnell *ad absurdum*. Denn wofür auch immer man sich heute entscheidet, es sind die Ladenhüter von morgen und der Elektroschrott von morgenabend. Der Vergleich ist immer unaufholbar verspätet. Denn das Objekt des Begehrens und Vergleichens verschiebt sich ständig und entzieht sich in die Zukunft (wie bei Computern und Programmen). Daher hilft hier nur Gewalt: der ‚ictus‘, der arbiträre Akt und Anstoß, jetzt und hier ‚zuzuschlagen‘ und endlich bei einer Gelegenheit zuzugreifen und sich sehenden Auges die kommende Enttäuschung einzuhandeln, mit der man künftig leben müssen. Ob gleiches auch in Fragen von Berufs- und Partnerwahl gilt, sei dahingestellt. Aber auch hier ist der kontingente Anlass und Abbruch des Vergleichs unausweichlich – wenn man nicht zu Oblomow, Ulrich oder Bartleby werden will: Das unaufhörliche Zögern bis in die Entscheidungsverweigerung erlaubt zwar, immer weiter zu reflektieren, zu rasonnieren und zu vergleichen im Reich der Möglichkeiten. Aber im Grenzwert würde man dabei zu Buridans Esel: zum „heftig Hungernden und Dürstenden [...], der gleich weit von Speise und Trank entfernt ist und der in Ruhe verharren muss.“<sup>19</sup>

Wenn solch eine lebensweltliche Unmöglichkeit auf Dauer gestellt werden würde – landete man in Kunst, Literatur oder manch einer Wissenschaft. Im Reich irrealer (der Literatur) oder realer Möglichkeiten (Wissenschaft) wird

<sup>19</sup> Aristoteles, *de caelo* II, 295b – vgl. Arthur Schopenhauer, *Über die Freiheit des Willens*, In: ders., *Sämtliche Werke*, Bd. III, Frankfurt a.M. 1986, S. 579f./402.



„[D]er Federhalter als Hauptthema ist im Griff behalten, und beim Hinüberwandern des Blickes zum Bleistift hebt sich an jenem auf dem Grunde der überschiebenden Deckung in Bezug auf die Ausdehnung ein Plus ab: als noch im Griff behaltener erfährt er nun die Bestimmung als dicker.“<sup>16</sup>

Für Husserl ist es die „Einheit des Beisammenseins in einem Bewusstsein“<sup>17</sup>, die eine epistemische Möglichkeitsbedingung des Vergleichs darstellt. Das nennt er ‚fundamentum relationis‘ (und deutet damit an, dass das kein *fundamentum inconcussum* ist, sondern eine fragile und aktuelle Beziehungseinheit).<sup>18</sup> Das lässt sich auch weiter fassen: Es kann die fragile Einheit des Beisammenseins in einer Beobachtungsreihe sein (wie die Geschichte der astronomischen Beobachtungen), nicht die Einheit in einem subjektiven Bewusstsein, sondern die Einheit von Methode und der durch sie produzierten Resultate.

Wenn man dem Modell der Wahrnehmung folgt – vom einen zum anderen in der Beziehung beider –, ist auffällig, dass es einen Richtungssinn gibt: Erstes und Zweites und die Beziehung beider, aus der erst die Differenz beider hervorgeht. Das hat mit der Sukzession der Wahrnehmung bzw. der Aufmerksamkeit zu tun. Um ein Beispiel zu geben: Wenn Kunstwissenschaftler zwei Bilder zum Vergleich nebeneinander zeigen, kann man nicht beide zugleich sehen. Das gilt auch für die Rätsel- und Fehlerbilder, die zum Suchen und Finden von Differenzen herausfordern. Es mag zwar Wahrnehmungstechniken geben, beide ‚übereinander‘ zu legen und so aufeinander zu projizieren. Aber das ist eine technische Sonderform der Wahrnehmung. Üblicherweise gilt: eins nach dem anderen.

Methodisch hat das zur Folge, dass ‚in der Regel‘ etwas mit einem *generalisier*ten Typus (oder ein *token* mit einem *type*) verglichen wird, meist nach Maßgabe eines Modells. Wenn beispielsweise ein Psychoanalytiker einen Patienten vor sich sitzen hat und ein Gutachten schreiben muss, ob selbiger schizophran ist, was dann? Der Analytiker wird kaum einen eindeutigen und schweren Fall von Schizophrenie aus der geschlossenen Anstalt holen und neben den fraglichen Patienten setzen, um beide von Angesicht zu Angesicht Punkt für Punkt zu vergleichen. Er wird vielmehr einen Merkmalskatalog und entsprechende Checklisten zu Rate ziehen und den zu Begutachtenden *damit* vergleichen. – Dieses Verfahren operiert subsumtiv mit den Mitteln bestimmender Urteilskraft, die ein Individuum unter eine Regel fassen und im gegebenen Falle als ‚schizophran‘ beurteilen. In dem so funktional methodisierten Vergleich ist bereits eine *Frage* impliziert, auf die der Vergleich eine Antwort geben soll: eine bestimmte Hinsicht, Vormeinung, ein Erwartungs- und Erfahrungshorizont, vor allem aber eine Theorie, die wahrnehmungsleitend ist. All diese Bedingungen bestimmen das Interesse und die Hinsichtnahme und imputieren dem Vergleich bereits die Funktion einer zielgerichteten Urteilsfindung. Wenn dies und das beim Vergleichsobjekt zutrifft, dann gilt das Urteil ‚schizophran‘ (wenn es denn so einfach wäre).

<sup>16</sup> Ebd.

<sup>17</sup> Ebd., i.O. gesperrt.

<sup>18</sup> Ebd., S. 177f.

*praktische* Erkenntnis, die verortet würde in der Wirklichkeit des Erkannten. Er ist daher ein Verfahren der Normalisierung und Ordnung, in der Außerordentlichen möglichst wenig irritieren soll. Darin kann man die Bewegung des *Ausweichens* erkennen, des Ausweichens gegenüber den Ansprüchen der Verglichenen.<sup>10</sup> Wenn man beispielsweise Opfer von Gewalttaten vergleicht, zu Zahlen macht und mit ihnen rechnet, ist das eine prekäre Objektivierung und Distanzierung. Der wissenschaftliche Distanzgewinn bedingt dann einen ethisch prekären Verlust an Nähe zum Phänomen und an Betroffenheit. Wäre der Samariter so des Weges gekommen, hätte es dieses Gleichnis wohl nie gegeben.

Allerdings ist eben diese Distanzierung gelegentlich auch ein Weg, nicht jedem Anspruch vor aller Wahl zu erliegen – *nicht* um ihm auszuweichen, sondern um ihm (wenn auch verspätet) besonnen, indirekt und möglichst belastbar gerecht zu werden. Wer den Opferschutz stärken will, kann das vielleicht narrativ und multimedial durch prägnante Beispiele erreichen. Wer allerdings in politischen und juristischen Kontexten *argumentieren* will, der muss sich anderer Mittel bedienen. Und die um ihres Kontextes und ihrer Funktion willen gering zu schätzen, wäre nur zu einfach.

## 8. Sukzession und Subsumtion

Dem Problem der Eskalation der theoretischen Distanz korrespondiert das Problem der Sukzession der Wahrnehmung – die Zeitknappheit der Aufmerksamkeit: Vergleichen ist ein In-Beziehung-Setzen und fällt ins Register der „Grundformen der Relationen“<sup>11</sup>. Als solch ein ‚Beziehungsgeschehen‘ ist der Vergleich „vor jedem Übergang zur Prädikation“<sup>12</sup>. Das heißt, Vergleichen ist basal eine *präprädikative Synthesis* und damit eine Interpretativität bereits der Wahrnehmung.

Das Synthetische des vergleichenden Blicks zeigt sich daran, dass man im Betrachten immer noch mehr zusammennehmen kann „Tintenfass, Buch, Pfeife, Federhalter usw.“, notierte Husserl<sup>13</sup>. Aber solange ich nicht eine bestimmte Beziehung herstelle, bleibe alles noch diesseits der ‚Beziehenden Betrachtung‘. Dafür bedürfe es eines „eigenen Interesses“<sup>14</sup>, dass aus dem Neben- und Nacheinander ein Miteinander der Beziehung werde. Um zweierlei zu vergleichen, bedürfe es eines „Doppelstrahls“ der Aufmerksamkeit<sup>15</sup> im Blick auf ein gemeinsames Thema:

<sup>10</sup> Dagegen spricht indes Levi-Strauss' Weise des oberflächengrammatisch ‚neutralen‘ Vergleichs, der hintergründig ausgesprochen engagiert ist.

<sup>11</sup> E. Husserl, *Erfahrung und Urteil*, s. Anm. 3, S. 173.

<sup>12</sup> Ebd.

<sup>13</sup> Ebd., S. 175.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Ebd., S. 176.

Für den Vergleichenden – der im Schutz der Distanz die Schiffe auf hoher See vergleichen kann – gibt es keinen zwingenden Grund, diese gesicherte Position aufzugeben. Aber auch für ihn gibt es eine unvergessliche Lebensweltrückbindung: Den Vergleich zu verstehen, heißt auch, die Lebensweltrückbindung des Vergleichenden und seiner Hinsichten zu reflektieren. Im Verstehen des Vergleichs zeigt sich ein *Problem dieser Position*: Distanzgewinn tendiert zur Eskalation, zum immer mehr sehen, immer mehr vergleichen und immer mehr beurteilen können. Und die Distanz des Vergleichs tendiert zur Invisibilisierung ihrer Hintergründe.

So entwickeln sich Theorien: von einer Beobachtung zur Prüfung im Vergleich zur Methoden und Theoriebildung. Das gilt für Natur- wie für Kulturtheorien – bis hin zu Theorien größtmöglicher Reichweite. Im geistes- und kulturwissenschaftlichen Milieu sind Semiotik und Systemtheorie dafür ebenso brauchbare Beispiele wie Hegel oder die Theologie: Es sind Theorien ‚for everything‘, denen letztlich nichts, aber auch gar nichts fremd ist. Außer – die Arbeit am Material, am Phänomen, am Einzelnen. Denn darin besteht der Preis des Distanzgewinns: die Nähe zum Phänomen zu verlieren. Je mehr man sieht, je mehr man vergleichen kann – desto weniger hat man das Einzelne noch im Blick – sondern immer mindestens zwei, möglichst ganz viele, wenn nicht alles wirklich Mögliche.<sup>9</sup> Der unendliche Möglichkeitssinn des Vergleichs verliert den Wirklichkeitssinn, und nicht nur den, sondern leicht auch den Sinn für das Unmögliche, das sich angesichts des Wirklichen zeigt.

## 7. Von wo aus und woraufhin?

Wie man Distanz nimmt und in welcher Art und Weise, ist bezeichnend für den Ort, von dem aus man ‚vergleicht‘ und für die Anforderungen oder Ansprüche, unter denen verglichen wird (auf die mit den Mitteln des Vergleichs *geantwortet* wird). Nicht nur *woraufhin* man etwas vergleicht, sondern auch *von wo aus*, ist mitentscheidend für das Ergebnis. Im Woher des Vergleichs liegt eine (bewusste oder institutionelle) Selektion und damit eine Entscheidung, die die *Art* des Vergleichs und mögliche Urteile präjudiziert. Die (vermeintliche) *Vorzüglichkeit* des Vergleichs gilt – im Namen möglichst reiner Wissenschaftlichkeit, der Nachfolgerin des Königsberger Reinheitsgebots – als neutral und objektiv.

Das ist ebenso fraglich, wie es fraglos zu wohlfeil wäre, ihn wegen dieses (teils von außen an ihn herangetragenen) Anspruchs pauschal der Ideologiekritik preiszugeben. Selbstredend ist zu vergleichen ein Verfahren *instrumenteller* Vernunft (daher auch nie gewaltfrei). Vergleich ist keine Kommunikation mit, sondern ‚über‘ etwas. Daher lässt sich ‚Gott‘ auch nicht vergleichen. Es ist eine *theoretische* Erkenntnis aus der möglichst unbeteiligten Beobachterposition, keine

<sup>9</sup> Nun gehört es gerade zur Stärke des Vergleichs, skalierbar zu sein. Die Skalierung von Nähe und Distanz gehört zur Flexibilität und Plastizität des Vergleichs. Man kann weiter zurücktreten oder näher heran. Man kann das Verhältnis von Nähe und Distanz regulieren und justieren, je nach Vergleichspunkt und -bedarf.

bensgeschichten verstrickt, kann man sie schlecht vergleichen. Oder schlichter: Im Alltag fehlt meist die Distanz zur Nachdenklichkeit. Daher mag man Berufe vorziehen, die diese Distanzgewinnmöglichkeiten bereits mit sich bringen.

Wenn Kultur aus Distanzgewinn gegenüber den Vollzügen entsteht – dann liegt es nur zu nahe, an dieser Distanz und der Lizenz zur Nachdenklichkeit genug zu haben, ja mehr als das: mehr daran zu finden als an den Vollzügen selber. Wer im Denken gut und gerne lebt, der kann sich fragen, ob es denn noch mehr an Leben bedarf als des Lebens im Denken. Man denke an Musils Ulrich, Melvilles Bartleby oder Gontscharows Oblomow: Wozu sich in die Gefahren des Lebens und der Jagd begeben, wenn sich in der Distanz viel besser Denken und Vergleichen lässt? Wenn die Möglichkeiten derart wirklich sind, wozu dann noch die möglichen *Wirklichkeiten* riskieren? Oder anders: Wenn es in der Höhle so heimelig ist – fast so schön, wie in der Schweiz –, wozu dann noch nach draußen gehen?

Das ist sc. nicht ‚von außen‘ oder gar eindeutig zu entscheiden. Denn selbstredend kann Ulrich gut und gern im Denken leben (auch wenn es seinen Verwandten, Oblomow und Bartleby, schlecht erging). In der Position des Vergleichenden – der die eine Wirklichkeit mit der anderen vergleicht und sich dabei auf keine lebend einlässt, sondern auf der Insel der Seligen bleibt, auf dem Felsen des Zuschauers der Schiffbrüche des Lebens – lässt sich mehr sehen, denken und erwägen als mitten drin. Aber man hat die Wirklichkeit immer nur in der Form des Geschauten und Gedachten: in ihrem Modus der Möglichkeit oder Virtualität und deren Vergleichbarkeit.

Das kann man (wie Schelling gegen Hegel) als ‚unendlichen Mangel an Sein‘ kritisieren, als Verlust aller sinnlichen Gewissheit, wenn nicht sogar der Sinnlichkeit selber. Die Widerständigkeit der Vollzüge, die unausdenkliche Vielfalt des Wirklichen bleibt dann jenseits des Horizonts. Deutlicher: Die theoretische Erkenntnis des Vergleichens läuft Gefahr, ihren Sitz im Leben zu verlieren (das nannte Husserl *Krisis*). Die Lebensweltrückbindung gerät in Vergessenheit – verständlicherweise.

Auf die Gefahr des Aktualismus hin ist der Einwand angebracht: *cui bono?* Wozu und zu welchem Ende vergleichen wir, was wir vergleichen, wenn wir in der Unendlichkeit dieser Möglichkeiten nicht gestört werden? Warum sollte man riskieren, in der Wirklichkeit des praktisch Erkannten (neu) loziert zu werden, wenn man in theoretischer Perspektive alles Mögliche in der eigenen Wirklichkeit lozieren kann? Verspricht praktische Erkenntnis<sup>8</sup> zunächst einmal nichts anderes als ein *Werden*, wenn nicht ein *Leiden*, eine Passivität des *Verortetwerdens* in einer fremden Wirklichkeit. Dass das heilsam sei, heilvoll gar, mag angesichts Gottes zutreffen. Aber in allen übrigen Wirklichkeiten ist das bestenfalls gewagt und unkomfortabel: eine Fremdbestimmung, bei der man sich nicht sicher sein kann, dass sie einem zum Besten dient.

<sup>8</sup> Im Sinne von Johannes Fischer, *Glaube als Erkenntnis. Zum Wahrnehmungscharakter des christlichen Glaubens*, München 1989.



werden – was dann in der wissenschaftlichen Präparation der Wahrnehmung durch Selektion und Fokussierung eingeschränkt wird und werden muss, um etwas Bestimmtes zu vergleichen. Damit einher geht der Gewinn an Reflexionsmöglichkeiten und damit ein Raum zur Nachdenklichkeit über das zu Vergleichende. Wer vergleicht, nimmt Distanz – oder die Position des Vergleichens *gewährt* Distanz. Das ist kultur- wie religionshermeneutisch auch nötig und wünschenswert. Denn wer nie verglichen hätte und sich jedem Vergleich entzöge, der liefe Gefahr, seine Unvergleichlichkeit nur zu behaupten, und sei es mit fundamentalistischen Mitteln. Erst wer die Kälte des Vergleichs gespürt hat in der Distanz, kann möglicherweise – wenn es denn ‚verhebt‘ – *ex post* eine Differenz geltend machen, die auf der Unvergleichlichkeit insistiert.

## 6. Distanz als ‚Humanum‘

Distanz kann den Menschen vom Tier unterscheiden – zumindest wenn Distanz gewählt und gezielt ‚genommen‘ wird. Das Tier dürfte vermutlich spontan und instinktiv die Beute einschätzen, Gefahr und möglichen Gewinn beurteilen, um zu entscheiden, ob es sich lohnt. Auch das geschieht nicht ohne zu vergleichen: das Kleinere vom Größeren, das leichter zu Fangende vom Schnelleren, das riskanter Anzugreifende vom Wehrlosen etc. Dergleichen gibt es bekanntlich nicht nur unter Tieren. Und darin ist bereits Selbstreflexion präsent: denn in der Jagd der Beute exponiert sich der Jäger selber und kann damit selber zum Gejagten werden. Im Vergleich mit dem Opfer ist ein Selbstvergleich mitgesetzt, ob man vielleicht selber dabei zum Opfer werden könnte. Aber der Reflexbogen von Hunger und Jagen wird dabei nicht unterbrochen, sondern nur in seinem Risiko abgeschätzt und möglichst effizient umgesetzt. Insofern ist das Animalische eine Form von Ökonomie – so leistungsfähig, ertragreich und risikoarm wie möglich. Und das ist nicht *nur* als ‚animalisch‘ gering zu schätzen. Denn damit überlebt der Mensch – solange er lebt und solange die Ökonomie nicht die Risiken unterschätzt und die Egoismen asozial werden.

*Humaner* Distanzgewinn heißt im Unterschied dazu allerdings, Distanz zu *nehmen* gegenüber den unmittelbaren Bedürfnissen und den entsprechenden Bedürfnisbefriedigungsökonomien. Nicht nur ‚von der Hand in den Mund‘ zu leben, sondern die Bedürfnisbefriedigung zu unterbrechen, zu verzögern oder methodisch zu sistieren, gehört zu den genuin humanen Kulturtechniken, wie sie in Kunst und Wissenschaft formbildend werden. Distanz ermöglicht erst den Vergleich – wie das Unvergleichliche erst erkennen lässt. In der Position des Vergleichs wird der Evidenzmangel anerkannt, ohne sich unter Handlungs-zwang setzen zu lassen. Und dafür bedarf es ausreichend gesicherter Schutz-räume, der Kulturhöhlen, in die man sich zurückziehen kann, um dies und das zu vergleichen und ‚das Leben draußen‘ zu beobachten – und sei es nur in der Gestalt von dessen Schatten an der Wand. So geht der Distanzgewinn unvermeidlich mit Näheverlust einher. Man tritt zu Seite oder ganz zurück aus den Vollzügen, um sie zu betrachten, zu bedenken und zu vergleichen. In die Le-



methodische Möglichkeitsbedingungen gehören, die Distanz gewähren) fraglos eine wissenschaftlich wünschenswerte und kulturgenetisch basale Form der *Unterbrechung* von Unmittelbarkeiten wie von der Verstrickung ins Phänomen. Aber der Umgang mit Distanz ist ähnlich ambivalent wie der mit präntendierter Neutralität. Denn wie, womit und welche Art der Distanz ‚genommen‘ wird, ist unendlich vielfältig. Das Verhältnis von Blick und ‚Gegenstand‘ (des Vergleichs) ist so vielgestaltig wie es Nuancen zwischen Mikroskop und Teleskop gibt. Das Nähe-Distanz-Verhältnis ist sc. nicht arbiträr, sondern von der Hinsicht und dem ‚Willen zum Vergleich‘ bestimmt, der jeweils ganz verschiedener Nähe oder Distanz bedarf, je nach dem, was verglichen werden soll. In jedem Fall aber ist die Wahl der Distanz nicht nur vom Willen, sondern auch von den Medien abhängig, mit Hilfe derer geblickt und verglichen wird. Denn sofern überhaupt nur Distanz ‚genommen‘ wird, ist ‚Unmittelbarkeit‘ unterbrochen, und die Vermittlung der Distanz wird zur Medienfrage – ob es nun Theorien (als Metamedien), Techniken, Apparate oder handgreifliche Geräte sind, mit denen die Distanz operationalisiert und ‚vermittelt‘ wird. Im ‚Nehmen‘ der Distanz wird sie zugleich ‚überbrückt‘ und ein Zugriff präpariert, um eine gezielte Selektion zu ermöglichen.

Diese sich wissenschaftsgeschichtlich immer weiter ausdifferenzierende Selektivität (ob nun kognitiv gewählt oder von den Medien mit/bestimmt) bedeutet eine Fokussierung, die beinahe vergessen lässt, dass Distanznahme ursprünglich eine Ermöglichung und Weitung des Blicks bedeutet. Die Geste der *Distanznahme* ist eine Figur der Eröffnung von Wahrnehmung, Thematisierung und Reflexion. Das kann (als *Imaginäres*) in Form eines Regulativs gefasst werden: Erst in der Distanz von ökonomischen, politischen oder kirchlichen Bedürfnissen und Dringlichkeiten wird es möglich, ein Problem distanziert zu analysieren. Andernfalls würde dessen Bearbeitung auf Bedürfnisbefriedigung verpflichtet, und das wäre manches, aber keine wissenschaftliche Theologie. Distanz als Eröffnung kann auch *methodisiert* werden und reflexiv in der eigenen Perspektive zur Geltung gebracht werden, um das mimetische Begehren, die Unmittelbarkeit in Attraktion oder Repulsion zu unterbrechen. Historische wie systematische und (religions-)philosophische Methoden dienen eben solcher Unterbrechung und geben Geländer der Reflexion an die Hand, mit denen etwa verglichen werden kann, was ohne Distanz nur unvergleichlich erschiene. Wird aber umgekehrt durch das Vergleichen Unvergleichliches verkannt? Wird das eine dem anderen ‚gleich gemacht‘ im Vergleichen und damit beider Unvergleichlichkeit verletzt? Der Vergleich steht – wie bei Nietzsche – unter Verdacht der Gleichmacherei, wenn ‚Inkommensurabilität‘ damit verletzt würde. Wenn aus genug Distanz gesehen ‚alles gleich grau‘ wirkt, wird merklich, dass zu vergleichen etwas ‚tut‘. Dann ist der ‚hin und her‘ gehende Blick nicht mehr die unwillkürliche ‚passive Synthesis‘, sondern ein Eingriff, mit dem das so oder so Gesehene gestaltet wird, und sei es um- oder umgestaltet.

Dieser Gefahr ‚zu großer‘ Distanz und ‚gemachter‘ Gleichheit eingedenk, ist Distanz gleichwohl nicht nur ein *wissenschaftlicher* Gewinn, sondern basal ein *Wahrnehmungsgewinn*. Denn wenn im vergleichenden Blick die Unmittelbarkeiten unterbrochen werden, kann mehr und differenzierter wahrgenommen

Willen zur Steuerung der Wissenschaften durch Politik und Ökonomie). Neutralität des Vergleichs ist ein *methodischer Anspruch*. Erst die jeweiligen Methoden *neutralisieren*, was den Vergleich verzerren und das Urteil trüben könnte. Daher ist Neutralität des Vergleichs ein *kritisches Regulativ*, und nicht Beschreibung des *status quo* oder ein zu behauptender ‚Besitz‘, wie eine Eigenschaft.

Daher sind entsprechende Urteile, die Neutralität prä tendieren, täuschungsanfällig (selbst- und fremdtäuschungsanfällig): Weder der Urteilende noch das Verfahren *per se* noch auch das Urteil oder sein institutioneller Kontext *ist* neutral; sondern allenfalls *wird neutralisiert*, was das Urteil trüben könnte. Neutralität ist ‚extra nos‘: ein Regulativ – das als realisiert in Anspruch zu nehmen ein habitueller Fehlschluss wäre. So offensichtlich von der Neutralität (etwa eines juristischen oder naturwissenschaftlichen Urteils) dogmatischer Gebrauch gemacht werden kann (und nicht ‚nur‘ kritischer), so dass sie zum ideologischen Prä tention verkommt, so deutlich ist Neutralität eine Abwehr- und Schutzformel (eine Pathosformel etwa der akademischen Freiheiten), die der politischen Indienstnahme etwas entgegensetzen kann. Würde man sie pauschal ‚behaupten‘ oder pauschal ‚destruieren‘, würde man der ‚politisch oder ökonomisch korrekten‘ Funktionalisierung der Wissenschaft nur schwer etwas entgegensetzen können.

## 5. Distanzgewinn – und Verlust der Nähe

Gleiches gilt – *mutatis mutandis* – für die *Distanz*, sofern sie nicht nur als ‚natürliche Einstellung‘ zuhanden ist, sondern als kritisches Regulativ ‚eingenommen‘ wird, mit Hilfe welcher Methoden auch immer. Kein Theologe würde ‚per se‘ Neutralität prä tendieren in Fragen von Gott, Glaube und Trinität oder Sünde. Denn ‚vor Gott‘ gibt es keine Neutralität, wie (nicht erst) seit Luther geklärt ist; genausowenig wie angesichts des ‚Leidens der Anderen‘ oder gegenüber dem eigenen Gewissen. Im Unterschied zu Religionswissenschaften, deren szientifischer Gestus gelegentlich zu insinuieren scheint, als ‚wären‘ sie neutral, im Unterschied zu den parteiischen Theologen, ist eine hermeneutisch reflektierte Theologie hier skeptischer.<sup>7</sup> Wie wir immer schon in Geschichten verstrickt sind, so auch in die Kultur, in der wir leben, und die Wahrnehmungs- und Denkgewohnheiten, von denen wir nicht lassen können, auch nicht müssen, wengleich wir um deren Wirksamkeit wissen sollten, um uns kritisch dazu verhalten zu können.

Neutralität wäre in theologischen Fragen ausgesprochen prä tentiös, Distanz hingegen dringend geboten und in Maßen auch erschwinglich; sonst würde Reflexion unmöglich und der theologische Diskurs wäre auf Unmittelbarkeiten, Betroffenheit und unbesonnenen Affekt reduziert. Denn ‚Reflexion‘ ohne jede Distanz ist undenkbar. Zwar ist Distanznahme (zu der institutionelle und

<sup>7</sup> Vgl. Philipp Stoellger, *Missverständnisse und die Grenzen des Verstehens. Zum Verstehen diesseits und jenseits der Grenzen historischer Vernunft*, Zeitschrift für Theologie und Kirche 106, 2009, S. 223-265.

die geschichtliche Positionalität weiß und deren Bedeutung anerkennt, wird sehr zurückhaltend bleiben mit der Präntention von Neutralität.

Hier ist eine Differenz zu markieren: die präntendierte *Neutralisierung* der Position des Vergleichenden von der methodischen *Distanzierung* des Vergleichsobjekts. ‚Neutralität‘ ist eine ambige Präntention, schon in den Wissenschaften, um wieviel mehr in der Politik. Denn ‚es gibt‘ keine Neutralität, sondern allenfalls ein Regulativ, mit dem Verfahrensweisen geregelt werden können. Distanz hingegen ‚gibt es‘ ebensowenig, sondern sie wird ‚genommen‘ oder ‚hergestellt‘, um etwas aus der jeweils ‚angemessenen‘ Distanz betrachten und vergleichen zu können. Ein Bild auf 1000 Meter Distanz mit einem anderen zu vergleichen, ist sc. nonsens – ebenso wie es ohne jede Distanz zu betrachten. Selbst der mikroskopische Blick braucht noch eine Minimaldistanz, um etwas sehen zu können.

Distanzierung gehört zum lebensweltlichen Blick. Regulative Neutralisierung hingegen mit ihren diversen Verfahren, je nach Themengebiet und Problemstellung, gehört zur Geschichte der Genese von Wissenschaften, anfänglich vermutlich in der Astronomie, in der über Jahrhunderte und Jahrtausende Beobachtungen nach ‚vergleichbaren‘ Standards verrechnet werden mussten. Selbst diese maximal neutrale Beobachtung bleibt aber ‚positionell‘. Wer die Planeten beobachtet, *um* das geozentrische System zu bestätigen, bekommt Probleme mit dem Beobachteten. Es bedarf dann absurder Epizyklentheorien, um ‚auf die Reihe‘ zu bringen, was sich zeigt. Wer hingegen das heliozentrische System für plausibler hielt, bekam Probleme mit der Religionspolitik.

Neutralisierung der Wissenschaft gegenüber politischen Konditionen ist fraglos ein Gewinn, zumal um beobachtungsfreie Vorurteile unterlaufen zu können. Aber präntendierte Neutralität ist auch die Möglichkeitsbedingung der ‚Krisis der europäischen Wissenschaften‘, ihrer prekären Abkoppelung von lebensweltlichen Motivationen und Lebensformen. Der Gewinn ist gleichwohl nicht gering zu schätzen. Denn angesichts gegenwärtiger *Repolitisierung* der Wissenschaften (durch die Mittel der politischen Steuerung der Wissenschaftsförderung) wird von neuem merklich, wie damit die ‚theoretische Neugierde‘ gelenkt, wenn nicht gegängelt wird. Wenn Drittmittelquoten zum Beurteilungskriterium werden, um Qualitäten über Quantitäten ‚vergleichbar‘ zu machen, und wenn Drittmittel auch privat und von Wirtschaftsfirmen interessen­geleitet vergeben werden können – werden manche wissenschaftlichen Vergleiche gar nicht mehr angestellt werden, weil sie politisch oder ökonomisch nicht ‚interessant‘ erscheinen. Das ist eine Ökonomisierung und Repolitisierung, die die Distanz und regulative Neutralität der Wissenschaften unterminiert – und beides von neuem bemerkens- und schützenswert erscheinen lässt.

*Allerdings* ist die Neutralität eines Vergleichs bzw. seiner Methoden eine *Präntention* (eine Vermeinung, eine kritische Regel), die nicht für den faktisch Urteilenden, auch nicht für die Institution dessen deskriptiv in Anspruch genommen werden kann, sondern allenfalls selbstkritisch beansprucht wird. Man muss hier unterscheiden zwischen einer präntentiösen Selbstzuschreibung (die eine Ermächtigungsgeste wäre); und der Präntention von Neutralität als *Abwehrgeste* (die eine Entmächtigungsgeste gegenüber Zugriffen und Begehrlichkeiten ist, wie in dem

Im imaginären Sandkasten wird das Förmchen des anderen unwillkürlich mit dem eigenen verglichen. Und Weh dem, dessen Förmchen größer ist als das eigene. Dann regt sich – um an René Girard zu erinnern – das ‚mimetische Begehren‘: das schlichte ‚Haben will!‘ mit gewaltigen Folgen. Ein derart engagierter Vergleich ist vom Begehren der Selbststeigerung durchdrungen und zielt auf Aneignung mit allen Mitteln, die recht sind, oder sogar darüber hinaus. Wer so durch die Welt geht, wird von dem unerfüllbaren Begehren getrieben, sich alles einzuverleiben, wonach ihn gelüstet, sei es in freundlicher oder unfreundlicher Übernahme. Es ist ein ökonomisches Modell der *Expansion*. Das heißt im Grenzwert: Alleinverleibung oder Kollaps; oder alltäglicher und allgegenwärtig: kompetitiv nach der Regel von Selbststeigerung und Fremdverdrängung.

*Zwischen zweien* wird der Vergleich bestimmt von dem, der ihn anstellt und damit ein vitales Interesse verbindet. Damit ist in jedem Vergleich eine ‚Positionalität‘ mitgesetzt, in der multiple Kontingenzen mitbestimmen, was, wie und woraufhin verglichen wird. Verglichen wird stets ‚von jemandem in bestimmter Hinsicht‘ mit situativen Bedingungen, lebensgeschichtlichen Hintergründen, kulturellen Konditionen etc. Vergleichen unterliegt den Bedingungen aller Semiose – trivial, aber doch nennenswert. Das wird um so offensichtlicher, wenn *zwei* dasselbe vergleichen und erfahrungs- wie erwartungsgemäß zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen. ‚Expertengutachten‘ und deren Divergenzen sind ein nur zu üppiges Anschauungsfeld dessen.

Erst eine *Figur des Dritten* könnte diese Differenzen vermitteln und Verzerrungen entzerren: Wenn der eine das Förmchen des anderen groß und begehrenswert finden, kann ein Dritter die beiden nebeneinander halten und zeigen, dass sie gleichgroß sind – oder eben doch verschieden. Je unbeteiligter der Dritte ist, desto neutraler wird er urteilen können. Genau diese Funktion des Dritten hat in wissenschaftlichen Zusammenhängen die ‚Methode‘, mit der standardisiert und neutralisiert werden soll (und teils auch kann), dass andere immer anders sehen und vergleichen, gerade wenn es um dasselbe geht.

Im Unterschied zum vorwissenschaftlichen Vergleich – des Eigenen mit dem Fremden, des einen Objekts mit dem anderen – prä tendieren *wissenschaftliche* Vergleiche daher methodisch gesicherte *Neutralität*:

- *naturwissenschaftlich* in der Position des vorurteilsfreien Beobachters, der neutralen mathematischen Beschreibung und des nicht freien, sondern strikt von Gesetzen und Regeln gebundenen Urteils;
- *literaturwissenschaftlich* oder *exegetisch* in der Position der methodischen Analyse, vorurteilsfrei und ohne eigene Verstrickung ins Phänomen;
- *geschichtswissenschaftlich* in der Position des Historikers, der neutralisierend darstellt, ‚wie es gewesen sei‘.

Das ließe sich analog religionswissenschaftlich, religionsphilosophisch, philosophisch, vielleicht auch politikwissenschaftlich, sozialwissenschaftlich etc. weiterführen. Nur ‚hermeneutisch‘ mag man hier kaum einreihen, da hermeneutische Methoden stets skeptischer sind als die methodischen Skeptiker. Wer um



begrifflich unterschieden und dadurch vergleichbar wird. In einer liminalen Unbestimmtheit wird der Blick ‚hin- und herlaufen‘, vielleicht mit gemischten Gefühlen, die noch nicht in Attraktion und Kompetition auseinander treten. So ist der *vergleichende* Blick, der bereits x und y unterscheidet und eine *bestimmte* Beziehung herstellt, verspätet gegenüber einem ‚Hin und Herlaufen‘ des Blicks, der noch unbestimmt(er) ist. Vergleichen ist daher selber zu unterscheiden (und zu vergleichen) in liminale und weiter ausdifferenzierte Beziehungen.

Die Genesis der Unterscheidung zwischen ‚meinem‘ und ‚seinem‘ Förmchen, aufgrund derer dann verglichen wird, hat ‚vorlaufende‘ Bedingungen: sowohl die eigenen Erinnerungen, den Erfahrungshorizont, den Husserl ‚dunkle‘ Erinnerungen nennt,<sup>5</sup> als auch das im „Hintergrund Mitgegebene“<sup>6</sup> Wahrnehmbare. Die fokussierten Förmchen stehen im Vordergrund der aktual vergleichenden Wahrnehmung, und im Hintergrund bestimmen der Erinnerungs- und Erfahrungshorizont mit, wie gesehen und verglichen wird. Wer sich immer schon benachteiligt erfahren hat, wird anders affizierbar sein und vergleichen als der, der immer schon das größere Förmchen hatte. Und wenn der Andere mit dem Gestus des Überlegenen in den Sandkasten schreitet, wird er eher einen neidischen Blick provozieren als der, der zaghaft daher stolpert.

Diese individuelle, soziale und kulturgeschichtliche ‚Imprägnierung‘ eines jeden Vergleichs impliziert sc. keinen wohlfeilen Relativismus, sondern eine Relativität, in der der Vergleichsbedarf von Vergleichen manifest wird. Wer beispielsweise ‚das Christentum‘ (welches auch immer) religionswissenschaftlich vergleicht, wird *anders* vergleichen, je nach Erfahrungshorizont und je nach dem jeweils ‚Mitgegebenen‘ seiner Wahrnehmung. Wenn im laizistischen Paris der Katholizismus im Blick ist oder aus Innerschweizer oder auch Zürcher Perspektive verglichen wird, ist der ‚frame‘ des ‚focus‘ ein anderer – mit anderen Beziehungen, Erfahrungen und Erwartungen, die mitschwingen. Das bedingt *nicht nur* die Auswahl des zu Vergleichenden und die Hinsicht des Vergleichs, sondern auch die Vormeinung (als *Venmeinung*) und die Tönung und Perspektivierung des Vergleichens; zumal sofern wissenschaftliche Vergleiche unhintergebar auch ideen- und wissenschafts*politische* Praktiken sind. Diese Tönungen sind sc. nicht ‚nur‘ affektiv, sondern auch ethisch, kognitiv, sozial oder politisch in vielerlei Hinsicht geprägt. Aber die liminale Affektion manifestiert (synekdochisch), dass und wie bereits der liminale Blick getönt ist.

### 3. Neutralität – als kritisches Regulativ

Das im Hintergrund wie im Wahrnehmungszusammenhang *Mitgegebene* sind Kontingenzen und Faktizitäten, die die Selektion der Wahrnehmung und die Kontraste bestimmen. Der ‚frame‘ bedingt den ‚focus‘ und damit auch jede vermeintliche Neutralität des Vergleichs.

<sup>5</sup> Ebd.

<sup>6</sup> Ebd.



rant und bekommt man sein Fleisch serviert, müsste man sich schon die Augen zuhalten, um nicht beim Gegenüber zu schauen, wie groß, wie kross und wie weit durch es bei ihm geraten ist. Und man müsste seine Erinnerung ausschalten können, um beim ersten Bissen nicht zu erinnern, wie dieses Fleisch schmeckt im Vergleich zu längst gegessenem, aber eben nicht vergessenem.

Vergleichen ist nicht bloß eine Denkgewohnheit, es ist mehr als das: eine *Wahrnehmungsgewohnheit*, und das schon von Kindesbeinen an. ‚So sehen wir eben‘, wenn wir etwas sehen im Kontext von anderem und auf dem Hintergrund alles bisher Gesehenen. Wir können nicht *nicht* vergleichen. Husserl hat diese Selbstverständlichkeit ‚beziehendes Betrachten‘ genannt, um zu benennen, dass in der Wahrnehmung bereits ein *Beziehen* mitgesetzt ist:

„Fast nie [...] bleibt es in der Erfassung eines Gegenstandes bei einer solchen hineingehenden Betrachtung [etwa in der Betrachtung eines Einzelnen als solchem, oder in der ästhetischen Wahrnehmung eines Werks]. Zumeist wird er gleich von vornherein in Beziehung gesetzt zu anderen, mit ihm im Erfahrungsfelde gegebenen, mitaffizierenden Gegenständlichkeiten.“<sup>3</sup>

Wenn man versonnen mit seinem Förmchen im Sandkasten spielt, mag es bei solch einer ‚hineingehenden Betrachtung‘ der Sandkuchen und des eigenen Förmchens bleiben *ohne* zu vergleichen. Sobald aber ein Anderer mit *seinem* Förmchen auftaucht, kommen ‚mitaffizierende Gegenständlichkeiten‘ ins Wahrnehmungsfeld, und das Vergleichen regt sich unwillkürlich.

## 2. Affektion im Vergleich

‚Warum‘ das so ist, ob es sich um einen Instinkt, einen Reflex oder eine spontane Reaktion handelt, scheint keineswegs geklärt. Was darin aber ‚geschieht‘, lässt sich phänomenologisch analysieren: Der Blick wendet sich vom Einen auf das Andere; der Wahrnehmungshorizont weitet sich also durch die sinnliche Gegebenheit eines Anderen. Und schon der Blick auf das Eine ist imprägniert durch die Anderen, die dem vorausgingen. „Der betrachtende Blick kann zwischen dem Selbstgegebenen und dem Vergegenwärtigten hin und her laufen, wobei allererst die Gleichheits- und Ähnlichkeitsbeziehungen im eigentlichen Sinne aktiv vorkonstituiert werden.“<sup>4</sup> Darin ist, so Husserl, eine *Affektion* wirksam, die zu den Formen *passiver Synthesis* zählt: eine unwillkürliche, spontane Synthesis (ohne Ich-Aktivität), in der eine Beziehung entsteht. Diese seltsam aktivitätsfreie Synthesis kann verschieden gerichtet sein, je nach Affektion. Es könnte zum *miteinander Spielen* kommen, etwa gemeinsam Sandkuchen zu backen, ohne dabei eine Konkurrenz von eigen und fremd dominieren zu lassen. Solch einer *attrahierenden* Affektion liefe eine *adversative* oder *kompetitive* zuwider: wenn die Form oder Größe des anderen Förmchens stört und Begehren weckt. Initial oder liminal wird noch ineinander sein, was hier *ex post*

<sup>3</sup> Edmund Husserl, *Erfahrung und Urteil. Untersuchungen zur Genealogie der Logik*, hg.v. Ludwig Landgrebe, Hamburg 1972 [1939], S. 171.

<sup>4</sup> Ebd., S. 172.



A 2012/ 2843

# HERMENEUTIK DES VERGLEICHS

STRUKTUREN, ANWENDUNGEN  
UND GRENZEN KOMPARATIVER VERFAHREN

HERAUSGEGEBEN VON

ANDREAS MAUZ  
UND  
HARTMUT VON SASS

KÖNIGSHAUSEN & NEUMANN



*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek*

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Verlag Königshausen & Neumann GmbH, Würzburg 2011

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

Umschlag: skh-softics / coverart

Bindung: Verlagsbuchbinderei Keller GmbH, Kleinluder

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-4546-2

[www.koenigshausen-neumann.de](http://www.koenigshausen-neumann.de)

[www.buchhandel.de](http://www.buchhandel.de)

[www.buchkatalog.de](http://www.buchkatalog.de)

## Vorwort

Der vorliegende Band geht auf eine Tagung zurück, die im November 2008 am Zürcher Kompetenzzentrum für Hermeneutik stattgefunden hat. Rund die Hälfte der Beiträge wurde in diesem Rahmen vorgetragen, die anderen wurden eigens für diese Publikation verfasst.

Das Zustandekommen von Tagung und Band wurde durch das Engagement verschiedenster Personen und Institutionen ermöglicht. Unser Dank gilt zunächst den Vortragenden bzw. AutorInnen. Sie haben durch ihre Beiträge in je eigener Weise auf Eigenarten und Probleme des Vergleichens aufmerksam gemacht – und damit auf die Wünschbarkeit einer intensivierten interdisziplinären Reflexion über die Hermeneutik des Vergleichs. Wir danken ihnen insbesondere auch für ihre Geduld, da die Publikation aus verschiedenen Gründen mit einiger Verspätung erscheint. Zu danken ist ferner dem Kompetenzzentrum für Hermeneutik, das uns Gelegenheit gab, die Vergleichsthematik in diesem institutionellen Rahmen zur Debatte zu stellen; zu nennen sind hier insbesondere Pierre Bühler und Arnd Brandl. Die Durchführung der Tagung wurde durch den Schweizerischen Nationalfonds mit einem grosszügigen Betrag unterstützt. Brigitte Boothe und Philipp Stoellger gilt ein Dank für die Aufnahme des Bandes in eine Reihe, in welche er bestens passt. Seine Drucklegung wurde ermöglicht durch namhafte Zuschüsse des Zürcher Universitätsvereins.

Zürich, im Mai 2011

Andreas Mauz, Hartmut von Sass



# INTERPRETATION INTERDISZIPLINÄR

HERAUSGEBER

BRIGITTE BOOTHE UND PHILIPP STOELLGER

BEIRAT

PETER FRÖHLICHER, PETER-ULRICH MERZ-BENZ, EMIL ANGEHRN

BAND 8

## Inhalt

Vorwort .....	V
ANDREAS MAUZ & HARTMUT VON SASS	
Vergleiche verstehen. Einleitende Vorwegnahmen .....	1
I. Grundlegungen	
HARTMUT VON SASS	
Vergleiche(n). Ein hermeneutischer Rund- und Sinkflug .....	25
MATHIAS GUTMANN & BENJAMIN RATHGEBER	
Vergleichen und Vergleich in den Wissenschaften. Exemplarische Rekonstruktionen zu einer grundlegenden Handlungsform .....	49
PETER V. ZIMA	
Die Funktion des Vergleichs in den Kultur- und Sozialwissenschaften ...	75
II. Disziplinäre Perspektiven	
JÜRGEN RAAB	
Wissenssoziologisches Vergleichen .....	91
CHRISTIAN SEIPEL	
Programm des sozialwissenschaftlichen Kulturvergleichs und das Makro-Mikro-Makro-Modell der soziologischen Erklärung .....	115
LOURENS MINNEMA	
Zur Entstehung eines Vergleichs. Ein phänomenologischer Versuch vor dem Hintergrund der Religionswissenschaften .....	137
VOLKHARD KRECH	
Wie lassen sich religiöse Sachverhalte miteinander vergleichen? Ein religionssoziologischer Vorschlag .....	149

EVA EBEL  
Der synoptische Vergleich – ein Klassiker der historisch-kritischen  
Exegese des Neuen Testaments ..... 177

ANNELIES HÄCKI BUHOFFER  
Zum Konzept des Vergleichs in der Sprachwissenschaft ..... 191

ANDREAS MAUZ  
Der literaturwissenschaftliche Fassungsvergleich. Beobachtungen  
zu seiner Praxis und ein Vorschlag zu ihrer Systematisierung ..... 201

JOSEF KOPPERSCHMIDT  
Vergleich und Vergleichen aus rhetorischer Sicht ..... 223

CHRISTIAN STRUB  
„Das hinreißendste Wort, über das wir verfügen, ist das Wort WIE, ganz  
gleichgültig, ob es ausgesprochen wird oder ungesagt bleibt.“  
Eine These zur Geschichte der Ähnlichkeit ..... 243

PETER SCHNEIDER  
Freud, der Vergleich und das ganz andere Geschlecht ..... 267

### III. Transdisziplinäre Perspektiven

STEFAN BERG  
Vergleichsweise orientiert  
Eine orientierungstheoretische Betrachtung des Vergleichens ..... 277

TILMANN KÖPPE & SIMONE WINKO  
Zum Vergleich literaturwissenschaftlicher Interpretationen ..... 305

PHILIPP STOELLGER  
Unvergleichlich? Vergleich als Umgang mit dem Inkommensurablen  
Ein Beitrag zur Hermeneutik der Differenz ..... 321

Autor(inn)enhinweise ..... 347

Namensregister ..... 351

Sachregister (vergleichshermeneutisch) ..... 359